

J. M. MIRO

**DER BOTE**  
AUS STAUB UND ASCHE



J. M. MIRO

# DER BOTE AUS STAUB UND ASCHE

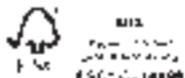
Roman

Aus dem Amerikanischen übersetzt  
von Thomas Salter

HEYNE <

Die Originalausgabe ist unter dem Titel  
BRINGER OF DUST – TALENTS BOOK 2  
bei Flatiron Books, an imprint of  
Macmillan Publishers, New York, erschienen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des  
Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe: 08/2025

Copyright © 2024 by Ides of March Creative Inc.

Published by Flatiron Books, einem Imprint  
von Macmillan Publishing, New York

Copyright © 2025 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Alle Rechte vorbehalten.

Redaktion: Catherine Beck

Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT GbR, München,  
nach einem Originalentwurf von Keith Hayes

unter Verwendung von Motiven von  
Yaroslav Gerzhedovich / Gettyimages,  
Stocktrekimages, Inc. / Alamystockphoto

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-453-32233-2

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für meine Brüder  
Kevin und Brian*



»Es passierte, wie er es erwartet hatte.  
Er drehte seinen Kopf,  
und hinter ihm auf dem Pfad war niemand.«

— Czesław Miłosz



AUF DER GANZEN WELT  
ERLOSCHEN LICHTER

**1883**



## 1

## SEELENVERWANDT

 Alice Quicke stand im düsteren Licht von Montparnasse unter einer heruntergekommenen Platane, den Kragen ihres Ölzeugmantels aufgestellt, der Regen tropfte von ihrer Hutkrempe.

Sie war still, ihre Augen dunkel. In ihrem Ärmel versteckt trug sie ein Fingermesser, ein weiteres steckte in einem Halfter an ihrem Fußgelenk. In der einen Hand hielt sie eine meterlange Eisenstange. Ein Fiaker bog um die Ecke, der Kutscher verborgen. Donnernd und scheppernd und spritzend fuhr er an ihr vorbei, die Laternen an der Seite schaukelten hin und her. Sonst war Paris dunkel. Der Regen war dunkel.

Sie sah gewöhnlich aus – jedenfalls für das gewöhnliche Auge. So war das mit Monstern: Den echten sah man es nicht an. Alice war schon fast einen Monat in der Stadt und erzeugte bei allen Menschen, denen sie sich näherte, ein leichtes Unbehagen, das sich dann in der Menge ausbreitete wie eine sich kräuselnde Welle auf einem Teich. Es lag nicht an ihrer Kleidung, an der Hose, dem fleckigen Ölzeugmantel – in Paris zumindest erregte eine Frau in Männerkleidung wenig Aufmerksamkeit. Auch dass die Knöchel ihrer Hand dicker waren als die der meisten Männer und die Rückseite ihrer Handgelenke vernarbt wie die eines Schmieds oder dass ihr gelbes verfilztes Haar mit Erde verklumpt war: Nichts davon war ausschlag-

gebend. Ausschlaggebend war der schmale halbmondförmige Glanz in ihrem Auge – wie ein waagerechtes Messer. Ein Glanz, der genügte, um die meisten neugierigen Nachfragen von vornherein abzuschrecken. Nur vier Monate zuvor hatte sie ihren Partner und Freund getötet, ihm eine Kugel ins Herz gejagt und ihm dabei direkt in die Augen geblickt. Und schon davor hatte sie schreckliche Dinge sehen müssen, Dinge, die eigentlich ins Reich der Märchen gehörten: Kinder, die mit seltsamen Fähigkeiten gestraft waren – und Monster, echte Monster, solche, die sie immer noch sah, wenn sie die Augen schloss. Eines dieser Monster hatte sie schwer verletzt, sie auf dem Dach eines rasenden Zugs mit einem Tentakel aus Rauch durchbohrt. Und was es auch war, womit dieses Monster sie damals infiziert hatte: Es steckte immer noch in ihr. Jeden Morgen wachte sie vor Schmerzen auf und presste sich die Hand an die Rippen, auf die alte Wunde, bildete sich ein, dass sich dort etwas Monströses entfaltete, direkt unter der Haut, ein Teil von ihr.

Jetzt kam eine Gestalt in einem schlammbespritzten Mantel um die Ecke und ging im Regen eilig über den Boulevard auf sie zu. Es war Ribs. Sie hatte eine Richtlaterne dabei, die an ihrem Gürtel befestigt war. Alice trat aus dem Schatten, und zusammen eilten sie zu einem Gullydeckel mitten auf der Straße. Alice hebelte ihn mit der Eisenstange auf, der Regen floss schäumend über den Rand, über die verrosteten Eisensprossen hinab ins schwarze Nichts. Ribs kletterte hinein. Alice folgte ihr.

Dann, an die Eisensprossen geklammert, fasste Alice über sich hoch und zerrte die schwere Abdeckung wieder zu, schnitt den Regen ab. Und in der Dunkelheit folgte sie ihrer Freundin in die Tiefe, tief in die Katakomben von Paris.

»Jesus«, murmelte sie, als ihre Stiefel unerwartet auf den Boden stießen. Ihre Stimme hallte durch die Dunkelheit. »Ein bisschen Licht wäre nett?«

Nach einem Moment öffnete sich die Blende der Richtlaterne, eine altmodische Kerzenlaterne mit einer Fischaugenlinse, und ihr schwacher gelber Lichtstrahl brachte eine Galerie zum Vorschein. Ribs hatte die Laterne von ihrem Gürtel gelöst und an die Wand gelehnt. Alice schaute zu, wie das Mädchen ihre nasse Kapuze zurückzog und ihr rotes Haar glatt strich. Die Luft war kalt, schmeckte sauer.

Ribs grinste Alice an und entblößte dabei ihre Zahnlücke.  
»Nicht Jesus. Ich bin's.«

Alice sah sie ausdruckslos an.

»Was?«, fragte Ribs.

»Ich warte schon fast eine Stunde.«

Das Mädchen zwinkerte ihr zu. »Kann ich ja nix für, wenn du zu früh kommst. Außerdem hab ich uns Mittagessen geholt. Hast du wahrscheinlich nicht daran gedacht, hab ich recht?«

»Niemand hat dich gesehen?«

»Mich gesehen?« Ribs klang beleidigt. Sie schniefte, öffnete ihren Umhang, und zum Vorschein kam ein Paket aus braunem Papier, das sie sich unter den Arm gebunden hatte. »Sieh dir das an: ein Baguette und ein halber Käse. Müssen ja nicht bis auf die Knochen abmagern, bloß weil alle anderen hier unten so aussehen. Oder?«

Alice unterdrückte ein Lächeln. Ribs war wohl etwa fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, aber etwas an ihr gab Alice das Gefühl, dass sie nie ein Kind gewesen war, nicht wirklich. Und etwas anderes an ihr ließ Alice vermuten, dass sie auch nie ganz erwachsen werden würde.

Eine dichte Stille füllte die Katakomben. Aus der Galerie zweigten drei Tunnel in verschiedene Richtungen ab, hoch und gewölbt. Alice schloss die Augen, konzentrierte sich auf den dunklen Schmerz, der in ihrer Seite aufblühte.

Sie waren hier unten, um den zweiten Orsine zu suchen, eine Tür zwischen den Welten, um so in die Welt der Toten zu

gelangen und einen lebenden Jungen zu finden, der dort gefangen war. Dass dieser Orsine irgendwo unter Paris war, hatte Dr. Berghast Alice erzählt – viele lange Monate war das hier, in seinem sonnendurchfluteten Gewächshaus in Cairndale, seine Augen kalt und tot, auf seinem Handgelenk ein Knochenvogel, der seltsam klickende Geräusche machte. Und als Alice dann in Paris angekommen war, hatte sie es fast sofort gespürt: den Schmerz, der von ihrer alten Wunde in ihre ganze Körperhälfte ausstrahlte, eine Kälte, die ihren linken Arm runterkroch, bis in ihre Fingerspitzen. Als ob der Staub, mit dem Jacob Marber sie infiziert hatte – Jacob, ein vom rechten Weg abgekommenes Talent, Diener einer bösen Macht, die schrecklicher war als alles, was Alice sich bis dahin hatte vorstellen können –, als ob dieser Staub also sich in ihr rühren würde. Als würde er erwachen. Als wüsste der Staub, dass ein Orsine in der Nähe war. Und dieser Schmerz hatte sie durch Paris geführt, wie ein Angelhaken in ihrer Flanke, erst durch die überfüllten Gassen und Boulevards, über die Brücken, dann hinab in das Labyrinth aus Ossarien. Ribs, die sie dabei begleitet hatte, war nichts anderes übrig geblieben, als ihr nachzulaufen. Alice war einfach dahin gegangen, wo es am meisten wehtat.

Jetzt aber waren sie nicht in den Ossarien. Unter Paris spannte sich ein kilometerweites Netz aus Minen, Tunneln und Treppen, die direkt in den Kalkstein geschlagen waren, unterirdische Kammern, in deren vollkommener Dunkelheit Brunnen schächte lauerten. Nur ein kleiner Teil davon war bekannt. Man erzählte sich Geschichten von Lebewesen, die hier im Untergrund lebten, blassen Kreaturen, rachsüchtigen Gespenstern. Raubmörtern und Taschendieben. Geschichten von Dienern, die in der schwarzen Dunkelheit verloren gegangen waren, als ihre Laternen erloschen, deren Körper erst Jahre später wiederentdeckt wurden. Geschichten von Menschen, die unerwartet in verborgene Abgründe gestürzt waren, die sich in

Sackgassen verlaufen hatten, die unter einstürzenden Decken begraben worden waren.

Vielleicht stimmte sogar einiges davon. Aber Alice hatte das Gefühl, dass das Schlimmste in dieser Dunkelheit wahrscheinlich sie selbst war, und das Ding in ihrem Inneren.

Sie bemerkte, dass Ribs sie gerade fragend ansah. »Also? In welche Richtung?«

Alice verzog das Gesicht. Sie bog in den Tunnel ganz links ein, folgte ihren Schritten von voriger Nacht, folgte dem Strich aus roter Kreide, den sie hinterlassen hatten. Ribs ging ihr hinterher.

Die Tunnel waren zunächst breit und trocken. Der schwache Lichtstrahl der Laterne wackelte im Rhythmus von Ribs' Schritten hin und her. Sie konnten einen Meter weit sehen, mehr nicht. Der Tunnel bog ab, dann noch mal, dann gingen sie eine Eisentreppe hinab, die irgendwann im letzten Jahrhundert errichtet worden war, und schlichen an einem Brunnenbachschacht vorbei und durch einen Riss im Kalkstein. Die ganze Zeit hielten sie nach der Linie aus roter Kreide Ausschau, die ihren Weg kennzeichnete. Sie kamen in einem langen Durchgang an, in dem Säulen die Decke stützten und schiefe und schweigsame Schatten in den Raum warfen. Die Luft war hier kälter. Sie eilten weiter.

Hier und da hielten sie an, um einen Schluck Wasser zu trinken oder ein Stückchen Brot zu essen, aber sie verweilten nie lange. Ribs kletterte dann immer auf einen der großen Kalksteinblöcke, breitete sich aus und ließ die Arme baumeln oder flächte sich, wenn es trocken war, auf den Boden und atmete lustlos die miese Luft ein.

Es geschah während einer dieser Pausen, dass Ribs ihre gemeinsame Freundin erwähnte, die Staublenkerin Komako. Die war nach Spanien gereist, um einen uralten Glyptic zu suchen und von ihm die Geheimnisse des zweiten Orsine zu erfahren.

Sie hatte darauf bestanden, die Reise allein zu machen. »So verdammt stur. Jesus. Aber ihr geht's wahrscheinlich gut, oder?«

»Komako kann gut auf sich aufpassen«, murmelte Alice. »Ich mache mir mehr Sorgen um den Glyptic.«

Sie hörte Ribs schnauben.

Es klang, als würde sich die Dunkelheit zwischen sie drängeln, ihre Stimmen dämpfen. Alice gefiel die neue Müdigkeit nicht, die sie bei ihrer Freundin hörte. Sie sagte: »Wir werden den zweiten Orsine finden. Das weißt du, oder?«

Das Mädchen schwieg.

»Ribs?«

»Klar«, antwortete Ribs schließlich. »Aber das, was danach kommt, macht mir Sorgen.«

»Danach holen wir Marlowe da raus. Das kommt danach.«

Ribs rollte sich auf die Seite, hob den Kopf. Im Laternenlicht sah sie ungesund und blass aus. »Mir macht eher Sorgen, was es dabei sonst noch aus dem Orsine rausschafft. Charlie hatte übelst Angst, als er wieder aus dem Orsine rauskam, damals in Cairndale. Das weiß ich noch.« Die feuchte Luft um sie herum wurde plötzlich kälter. »Ich muss ständig an ihn denken, weißt du. Nachts. Wenn ich versuch zu schlafen.«

»Charlie?«

»Nicht Charlie.«

Alice wusste ganz genau, wen Ribs meinte. Sie sprachen nicht über Marlowe, nicht oft. Sie dachte an den kleinen Jungen, den sie gekannt hatte: die ruhige Gewissheit in seinem Gesicht, und wie er entschieden hatte, an das Gute in ihr zu glauben, trotz allem. Die seltsame Macht, über die er verfügt hatte. Es kam ihr vor, als wäre das alles in einem anderen Leben gewesen: jene Nacht, in der sie das erste Mal sein Talent gesehen hatte, das blaue Leuchten, in dem Zirkuszelt bei Remington. Die rauen Männer, die ihn mit Tränen in den Augen begafft hatten. Sie war sich nicht sicher, was sie sagen sollte. Ribs

hatte sich inzwischen aufgesetzt und drückte gerade den Talg in der Laterne weiter nach oben, dann nahm sie die extra Kerze raus, die sie dabeihatte.

»Du gehst in die Dunkelheit, weil da die bösen Dinger lauernd sind«, murmelte Ribs. »Weil du sie nur so bekämpfen kannst. Schon kapiert. Aber in der Dunkelheit ist es leichter, das Böse für mächtiger zu halten, als es wirklich ist.«

Alice schwieg. Ribs überraschte sie manchmal. Sie konnte die kleine Klinge spüren, die sie an ihr Handgelenk geschnallt hatte. Den Trost, den ihr das Messer gab. Manchmal, dachte Alice, versteckten sich die bösen Dinger gar nicht in der Dunkelheit. Sie standen direkt vor dir, im Licht, die ganze Zeit schon.

Sie stand auf. Der Fels über ihnen wirkte plötzlich schrecklich schwer. Erdrückend. Die Dunkelheit jenseits des Laternenlichts schien sich bis in die Unendlichkeit zu strecken.

»Wir sollten weiter«, sagte Alice sanft.

Tausendfünfhundertsechzig Kilometer weiter südlich, an der Südküste von Sizilien, spazierte Abigail Davenshaw barfuß durch einen überwucherten Garten unterhalb einer Villa, ihr langer Rock raschelte an ihren Knöcheln.

Die warme Nachtluft duftete nach den Basilikumpflanzen, die aus Töpfen bei der alten Gärtnerhütte sprühten. Miss Davenshaw konnte Stimmen und Kinderlachen durch die Fensterläden sickern hören. Ihr ganzes Leben war sie schon blind gewesen, aber ihr Lord und Wohltäter, der Mann, der sie großgezogen und ausgebildet hatte, hatte sich geweigert, ihre Blindheit als ein Hindernis anzuerkennen, das der Frau im Weg stehen könnte, die sie vielleicht werden sollte. Blindheit und Sehen waren keine Gegensätze, hatte er zu ihr gesagt. Das war nur das Vorurteil der Sehenden. In den vielen Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte sie gelernt, dass es viele Formen des Sehens gab. Es war keine völlige Dunkelheit, durch die sie

gehen musste, am Rande ihres Sichtfelds war stets ein schwacher schneeartiger Nebel zu sehen, immer, Tag und Nacht. Und in der Nähe einer starken Lichtquelle – eine grelle Lampe, die Sonne an einem heißen Tag – konnte sie das Licht spüren und ihr Gesicht danach ausrichten. Sie war noch immer dünn, ihr Rücken immer noch gerade, sah immer noch aus wie die strenge Schullehrerin, die sie in Cairndale gewesen war – aber inzwischen war sie auch mehr als das, sie war etwas Neues. Und das Gewicht ihrer neuen Verantwortungen – für die Kinder, die sie aus England hierhergebracht hatte, für dieses neue Refugium, das sie hier bauten – hatte sie verändert.

Sie hatte inzwischen Gefallen gefunden an dieser Tageszeit, wenn Susan die geretteten Kinder gerade ins Bett brachte und sie raus in den Garten schlüpfen und dort mit ihren Gedanken allein sein konnte. Die Teenager, die sie in Cairndale kennen- und lieben gelernt hatte, waren jetzt in der ganzen Welt verteilt: der junge Oskar hier bei ihr, wo er auf die Kleinen aufpasste und sie führte; Ribs in Paris, wo sie in Alices Schatten über die herrschaftlichen Boulevards zog; Komako, ihr ältester Schützling, irgendwo in Spanien, wo sie den Glyptic suchte, der Gerüchten nach dort lebte. Und Charlie, der inzwischen irgendwo in der Nordsee sein musste, hoffte sie, oder vielleicht schon wieder in Edinburgh angekommen war. Um ihn machte sie sich am meisten Sorgen: sein Haelan-Talent verloren – gestohlen, genauer gesagt, ihm am Rand des Orsine von Berghast aus dem Körper gerissen, sein junger Verstand randvoll mit Zorn, weil er sich selbst die Schuld gab für das, was in Cairndale passiert war. Na ja, fast am meisten Sorgen: Noch mehr dachte sie an Marlowe, den kleinen Marlowe, verloren in der Welt der Toten, vielleicht selbst nicht mal mehr am Leben.

Sie versuchte, ihr ohnehin schon straff gezogenes Haar glatt zu streichen, hob wütend das Kinn. Nein, so etwas durfte sie gar nicht erst denken.

Was sie wollte, und das mehr als alles andere, war, sie alle wieder zusammenzubringen, ihnen einen sicheren Hafen zu bieten, einen Ort, wo sie einfach jung und beschützt sein konnten, die Möglichkeiten und Grenzen ihrer Talente lernen – und wie sie diese in einer Welt verbergen konnten, die Menschen wie sie wegen ihrer Andersartigkeit fürchtete.

Aber das, dachte sie traurig und blieb kurz stehen, um ihre Finger durch die Blätter einer Bougainvillea streichen zu lassen, wäre vielleicht niemals möglich.

Sie hatten Glück, überhaupt hier zu sein. Die Villa befand sich seit dem vergangenen Jahrhundert über eine Stiftung im Besitz des Cairndale Instituts, sie war ein uraltes Refugium für Talente. Nur durch Zufall waren sie in Margaret Harrogates Papieren in London auf Dokumente gestoßen, die auf diesen Besitz verwiesen – und damals hatte sie die drastische Entscheidung getroffen, sie alle in den Süden umzusiedeln. Das Hauptgebäude, hoch oben auf einem Kap am Meer, war achtzig Jahre zuvor von einer Engländerin verrammelt worden, als Napoleon brandschatzend durch Europa gezogen war, und war seitdem unbewohnt gewesen. Das Dach war an einigen Stellen eingestürzt. Aus der Remise wuchs ein Baum. Eine tiefe Trauer umgab das Grundstück. Vielleicht war es nur das Gefühl der Vergänglichkeit, das von dem zerfallenden Bauwerk ausging.

Erst in der zweiten Woche hatten Charlie und Oskar die Kammer entdeckt, die unter dem Waschhaus versteckt war: ein langer Raum, der direkt in den Fels geschlagen war, jede Fläche mit eingravierten Schriftzeichen bedeckt. Erstaunt hatte sie mit ihren Fingern über die Schrift getastet, hatte das Echo der Schritte der Jungs gehört, angefangen zu hoffen. Sie hatte die groben Darstellungen an den Wänden studiert, Darstellungen von Orsinen, von Talenten, von einer gehörnten Gestalt, von der sie wusste: Es musste die Drughr sein, dieses urzeit-

liche Monster, das sich an jungen Talenten nährte und Jacob Marber dazu verführt hatte, ihr Handlanger zu sein. Hier an diesen Wänden waren Geheimnisse festgehalten, alte Wahrheiten – wenn sie sie doch bloß entziffern könnte!

Aber meistens verbrachten sie alle ihre Tage damit, in mühseliger Arbeit die Villa zu restaurieren. Abigail Davenshaw rieb dann immer die Rückseite ihrer Hände gegen ihre Wangen, spürte die harten, abstehenden Adern dort, wunderte sich, wie sich die Jahre auf ihrer Haut abzeichneten, als würden sie aus ihr herauswachsen. Sie trug ihr Haar noch immer streng zurückgebunden, Gesicht und Hals frei, wie sie es in Cairndale getan hatte, und noch immer band sie stets ein langes Tuch über ihre Augen. Den Kindern zuliebe, wie schon immer. Aber ihre alte Augenbinde – ein Geschenk ihres Wohltäters, ein ganzes Leben war das her – war beim Feuer im Institut verloren gegangen, als Jacob Marber sie angegriffen hatte. Jetzt trug sie nur noch ein gewöhnliches schwarzes Tuch, das sie auf einem Markt in Palermo erworben hatte, als sie dort die Verpflegung für den langen Ritt nach Agrigent arrangiert hatten.

Als sie jetzt so in Gedanken versunken den steinernen Springbrunnen in der Mitte des Gartens erreichte, blieb sie stehen. Alle Pfade des Gartens trafen sich hier, wie die Speichen eines Rads. Unter den Duft von Hibiskus und Magnolie mischte sich plötzlich ein verrottender Gestank, wie der schwere Verwesungsgeruch eines Schlachthauses.

Sie drehte das Gesicht zur Seite. »Herr Czekowisz, bitte sagen Sie Lymenion, er soll aus dem Springbrunnen steigen.«

Zu ihrer Linken erklang ein hektisches Geräusch, und der Junge zischte: »Lymenion! Ich hab dir gesagt, dass du nicht da reindarfst. Das gehört sich nicht.« Der Junge machte einen reuigen Laut. »Es tut mir leid, Miss Davenshaw, das tut es wirklich. Ihm gefällt einfach das Gefühl von Wasser auf seinen Füßen. Ihm wird hier so heiß.«

»Rruh«, sagte das fleischige Monster. Miss Davenshaw konnte das matschige Geräusch hören, als das massive Wesen aus dem Brunnen kletterte.

»Neben dem Gartenhäuschen steht ein Wasserfass, Lymenion«, sagte sie streng. »Das weißt du.«

Aber sie war nicht verärgert, nicht wirklich. Sie dachte daran, wie tapfer diese Kreatur während jenes schrecklichen Infernos im Herbst gewesen war, wie sie sich geopfert hatte, um Jacob Marber aufzuhalten, wie sie dabei in Stücke gerissen worden war. Bei ihrem gemeinsamen Aufenthalt in Palermo war Oskar plötzlich verschwunden, und als er zwei Tage später zurückkehrte, hatte er Lymenion neu zusammengesetzt. Sie hatte nicht nachgefragt, wo der Junge das Fleisch dafür aufgetrieben hatte.

Auch Oskar hatte sich verändert. Er hatte es sich und Lymenion zur Aufgabe gemacht, die anderen Kinder zu beschützen, und Miss Davenshaw war zunächst überrascht gewesen, wie ernsthaft er in diese Rolle reingewachsen war. Er war immer noch schüchtern, immer noch zögerlich – und trotzdem lag in seiner Stimme jetzt eine stählerne Ader. Er war erst dreizehn und hatte dennoch schon so schreckliche Dinge durchgemacht ... und überlebt. Was auch immer man ihm vorwerfen konnte: Naiv war er nicht mehr und würde es auch nie wieder sein.

Aber das galt für sie alle, dachte sie mit einem Stich. Ihre Kindheit hatte nie ihnen selbst gehört, nicht wirklich.

»Jubal und Meredith haben fast die neue Mauer fertig, wie Sie gebeten hatten«, sagte der Junge jetzt. »Lymenion hat geholfen. Ich weiß, sie sind beide Clinks, aber sie sind noch so klein, sie können sich nicht lange stark machen. Die Mauer sollte bald stabil und dick genug sein. Was auch immer an ihr rumgebuddelt hat, wird es jetzt schwerer haben. Lymenion glaubt, dass es ein Hund sein muss. Oh, und Miss Crowley

wollte, dass ich Ihnen sage, dass die Mehl- und Salzvorräte in der Speisekammer fast aufgebraucht sind. Sie sagt, dass die Kutsche mit der Lieferung spät dran ist. Sie wollte wissen, ob Sie vielleicht wollen, dass sie einen neuen Händler sucht.«

Die Stadt war eine gute Stunde entfernt. Abigail schüttelte trocken den Kopf. »Miss Crowley ist englische Planung gewohnt. Wir werden uns wohl alle an die Gepflogenheiten der Sizilianer anpassen müssen.«

»Rrrr«, sagte Lymenion zustimmend.

»Und was ist mit Mr. Ovid? Haben wir von ihm gehört?«

»Heute Morgen. Ein Ladenjunge aus der Stadt hat die Post gebracht. Charlie ist in Edinburgh angekommen, er ist in Sicherheit. Sehr viel mehr schreibt er nicht.«

»Nichts über die Inschriften? Keine Rückmeldung von der Alchemistin? Ob sie uns helfen wird?«

»Ich glaube, er war gerade erst angekommen, als er geschrieben hat.« Oskar zögerte. »Sie wissen ja, wie seine Briefe sonst sind. Na ja, der hier war noch kürzer. Aber, Miss Davenshaw ...«

»Ja?«

»Lymenion hat heute Morgen etwas gefunden, direkt vor der Mauer. Etwas ... Unnatürliches.«

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, interessiert.

»Ich ... ich glaube, es ist ein Hund, vielleicht. Oder war mal einer. Einer dieser wilden Hunde aus den Bergen. Es war schwer zu sagen. Der Kopf fehlte. Und etwas hatte ihn durchbohrt und in Stücke gerissen. Eine richtige Sauerei. Wo ich herkomme, würden sie sagen, das müssen Wölfe gewesen sein. Bloß dass die Innereien nicht gefressen wurden, Miss Davenshaw. Sie wurden alle nur ... rausgezogen. Und in einem Kreis um die Beute gelegt. Wie eine Art ... Warnung.«

Abigail Davenshaw war plötzlich alarmiert und verstört. Sie tastete nach dem Rand des steinernen Springbrunnens und setzte sich, ließ eine Hand durch das kühle Wasser gleiten.

»In Sizilien gibt es keine Wölfe, Mr. Czekowisz. Wo ist der Kadaver jetzt?«

»Er ist immer noch da. Ich wollte ihn nicht anfassen. Irgendwas daran fühlte sich einfach ... falsch an. Was meinen Sie: Was könnte es sein?«

»Vielleicht nichts«, sagte sie sanft.

Sie konnte den Blick des Jungen auf sich spüren. Links von sich hörte sie Lymenion schwer atmen, wie ein Pferd nach einem Galopp. Irgendjemand spielte auf dem alten Pianola im zerstörten Ballsaal der Villa, und das verstimmte Geklimper wehte gruselig durch den Garten. Miss Davenshaw dachte an den geheimen Raum unter dem Waschhaus, mit den uralten Runen und den eingravierten Darstellungen von Talenten. Sie dachte an die wilden Hunde, die vor den Mauern herumstreunten. Sie dachte an die Kinder, die sie aus England hierhergebracht hatte, ihre Talente noch schwach und unsicher. Und sie dachte an Susan Crowley, die Art, wie sie die Kinder betüddelte wie eine übereifrige Mutter. Das hier sollte eigentlich ein schöner Ort für die Kinder sein, dachte sie, ein sicherer Ort. Sie stand auf, plötzlich müde.

»Was soll ich mit dem Hund machen?«, fragte der Junge.

»Beerdigen«, antwortete sie. »Beerdigen, wo niemand ihn findet.«

Komako Onoe ließ sich langsam von dem Eisengerüst hinabsinken, baumelte einen langen Moment in der Luft, den Morgenregen von Barcelona im Gesicht. Dann ließ sie sich fallen.

Zwischen ihren Zähnen steckte ein Messer.

Sie landete lautlos auf den Pflastersteinen. Der Mann mit dem schwarzen Hund – das unheimliche Talent, bekannt unter dem Namen el Vicari Angles – war schon um die Ecke verschwunden. Trotz des Regens strahlte der Himmel, und die alte Stadt mit ihren rauen Steinen und unebenen Straßen sah

für Komako im Sonnenschein verwirrend aus – sie kannte sie vor allem bei Dunkelheit. Jetzt musste sie ständig eine Hand vor ihr Gesicht halten und blinzeln, um das grelle Licht ertragen zu können. Der dünne Regen fiel in Schüben hinab, wie Wellen aus feuchtem Nebel.

Komakos schwarzer Umhang war vom Regen durchtränkt, ihr roter Rock dunkel vom Wasser, sie trug Handschuhe, um ihre wunden Hände zu schützen. Unter ihrem Umhang bau-melte ihr Zopf wie eine schwere Peitsche. Komako ging im frühen Licht in die Hocke, lauschte. Zu dieser Stunde waren die verwinkelten engen Straßen in Barcelonas gotischem Vier-tel zum Glück noch verwaist, und sie war, Gott sei Dank, allein. Sie hatte auf die harte Tour lernen müssen, dass um diese Ta-geszeit ein Mädchen, das allein unterwegs war, als Einladung zu Schabernack verstanden wurde – und jetzt gerade hatte sie keine Zeit, um einem Mann Respekt beizubringen.

Nicht, dass das für sie eine Herausforderung wäre.

Sie war schon seit zwei Wochen damit beschäftigt, el Vi-cari Angles zu beschatten, Nacht für Nacht. Es hieß, er streune allein durch die Straßen, gefolgt von einem schwarzen Hund, eine bösartige Gestalt, die nach dem Feuer von Cairndale in Bar-celona aufgetaucht war. Er zog wohl mit einer kleinen Gruppe aus Talenten umher, Kleinkriminelle, die sich irgendwo in der Stadt versteckten. Die Färberin in Valladolid hatte Komako geschworen, dass diese Gestalten wussten, wo der Spanische Glyptic zu finden sei. Sie hatte es mit Schrecken in den Augen geschworen, während sich ein Strang aus Komakos Staub um ihre Kehle wickelte, spannte und schwarze Abdrücke hinter-ließ, als wären es Brandwunden. Komako hatte beschlossen, ihr zu glauben.

Die Schritte des Mannes entfernten sich. Komako nahm ge-duckt die Verfolgung auf und blinzelte angestrengt im Regen. In ihrem Blick blitzte Rachsucht auf, hart wie Stahl.

Sie hatte sich verändert. Eine neue Kälte hatte sie ergriffen, eine neue Härte. Sie hatte Miss Davenshaw darum gebeten, allein nach Spanien zu gehen, hatte darum gebeten, diejenige zu sein, die den Spanischen Glyptic ausfindig machte – auch weil sie die Gesellschaft der anderen nicht mehr ertragen konnte: die Winzlinge, die sie im Inferno von Cairndale nicht hatte schützen können. Ribs, ihre beste Freundin, die fast von Jacobs Litch ermordet worden war. Charlie mit seinen traurigen Augen, der sie jetzt immer wie aus großer Distanz betrachtete, als würde er sie nicht mehr wirklich kennen. Es war, als hätte der Verlust von Marlowe sie auseinandergetrieben, obwohl es doch eigentlich die Trauer um ihn war, die sie alle verband. Und die Wahrheit – die schreckliche, dunkle Wahrheit, die sie niemandem je gestehen würde, niemals – war, dass sie tief in irgendeiner geheimen vergrabenen Kammer ihres Herzens nicht glaubte, dass Marlowe überlebt hatte. Er war einfach tot. Tot und verschwunden. Wie ihre Schwester Teshi. Wie so viele andere. Denn so war diese Welt wirklich.

Es stimmte: Ko hatte sich in jener schrecklichen Nacht verändert. Es war, als sei der hoffnungsvolle Teil von ihr geschrumpft. Es hatte damit zu tun, Jacob wiederzusehen, dachte sie. Jacob, der so gut zu ihr gewesen war, sie getröstet hatte wie ein älterer Bruder, der mit ihr auf dem Dach des alten Kabuki-Theaters unter den Sternen gesessen, flüsternd von Familie und Liebe gesprochen hatte und wie er sie nie im Stich lassen würde. Aber dann hatte ihn die Drughr verführt – nein, sagte sie sich, sag es, wie es ist: Er hatte es zugelassen, hatte eine Wahl getroffen – und Jacob wurde selbst eine Art Monster. Und sie war ihm zu ähnlich, das wusste sie. Schon immer.

Und das war es, was ihr so Angst machte.

Aber jetzt war sie die einzige übrig gebliebene Staublenkerin, die einzige zumindest, die kämpfen konnte. Die alten Talente waren tot. Frank Coulton war tot. Sie war also allein nach

Spanien gekommen, weil es gefährlich war und weil sie nicht wollte, dass jemand anderes verletzt wurde, ja. Aber wenn sie ganz ehrlich war: Auch weil sie nicht wollte, dass ihre Freunde sahen, was sie zu tun bereit war.

Und was genau war das?

Was auch immer sie tun musste.

Sie folgte dem Mann und seinem schwarzen Hund, während er sich auf Las Ramblas durch die Platanen fädelte, und als er die Boqueria erreichte und links abbog, eilte sie ihm nach in das Labyrinth aus Straßen dahinter. Jenseits der uralten Mauern wurde gerade die Planstadt Eixample aus dem Boden gestampft, die Baustellen vernebelten die Luft, die modischen Plätze und neuen Wohnungen wuchsen mit jeder Woche, ob es regnete oder nicht. Aber in den älteren Stadtteilen, in dem Labyrinth aus Gassen, wo sie über dem Laden eines Seilmachers ein Zimmer gemietet hatte, war noch alles voller Schatten und knirschenden Kutschenräder und Pfützen aus Dreck. Das war ihr sehr recht. Der Mann überquerte eine kleine Plaza mit einem Springbrunnen in der Statue eines Satyrs und wurde an der Ecke einer zerbrockelnden Gasse langsamer, sodass sie ihn genauer zu sehen bekam. Sie sah seinen Schal und den fleckigen Zylinder, dessen Krempe er tief ins Gesicht gezogen hatte, um sich gegen das Wetter zu schützen, sah den aufgestellten Mantelkragen. Sie konnte sein Gesicht nicht erkennen. Er war sehr groß. Er schwang beim Gehen seinen Gehstock mit der Silberspitze wie eine Waffe, die schwarze Dogge trotzte dicht an seinen Fersen hinter ihm her.

Er erreichte eine schwarze Tür mit einem Eisenklopfer in der Mitte und zog einen Schlüsselbund hervor. Die Dogge drehte den Kopf und schaute durch den Regen zu Ko – sie hielt den Atem an. Im Regen konnte sie keinen Staub lenken, also war sie nur so gefährlich wie das Messer in ihrer Hand. Aber der Mann drehte sich nicht um, schaute nicht in ihre Richtung. Er

zog den Kopf ein und duckte sich durch die Tür, und der Hund huschte ihm wie ein lebendiger Schatten hinterher.

Komako folgte ihnen. Die Tür war nicht abgesperrt. Drinnen war ein kleiner weiß getünchter Vorraum, von dem ein Korridor in die Dunkelheit führte. In einer kleinen Nische stand eine Kerzenschale. Komako zog ihre Handschuhe aus, presste die Faust über dem Docht zusammen, und nach einem Moment blühte eine kleine Flamme auf.

Sie wollte nur reden. Sie war auf die Hilfe dieser Talente angewiesen, sie mussten ihr verraten, wo sie den Spanischen Glyptic finden konnte. Das war alles, was sie wollte. Sie wollte nicht kämpfen, wollte ihnen nicht wehtun.

*Aber das Messer wolltest du trotzdem unbedingt mitbringen, dachte sie. Obwohl du es hier drinnen eh nicht brauchen wirst.*

Kurz wünschte sie sich, Ribs oder Charlie wären bei ihr – dann verzog sie verächtlich das Gesicht, schämte sich für ihre Schwäche. Sie suchte auf dem Boden el Vicar Angles' nasse Stiefelabdrücke und folgte ihnen zu einer Kellertür. Ein seltamer metallischer Geruch lag in der Luft. Und noch etwas. Etwas Widerliches.

Sie ging die Treppe runter.

Im Keller sah Komako Säulen aus Ziegelsteinen, die Bögen aus Steinblöcken trugen. Der Boden bestand aus festgetrampelter Erde. Komako steckte ihr Messer weg und fühlte den vertrauten Schmerz in ihrer Haut, als sie stattdessen den Staub zu sich zog. Die Luft roch abgestanden, der Gestank kam aus der Nähe. Und tiefer im Raum, in der hinteren Ecke des Kellers, war ein zweites Licht.

Ein Mann war über einen groben Tisch gebeugt, mit dem Rücken zu ihr. Es war das Talent, dem sie hierher gefolgt war. Den Hund konnte sie nirgends entdecken. Der Mann hatte seinen Zylinder abgenommen, und sie sah, dass die Haare auf einer Seite seines Kopfs weggebrannt waren. Auch das Ohr

auf der Seite sah verbrannt und verformt aus. Er drehte sein Gesicht nur leicht, als sie sich näherte, die riesige schwarze Dogge knurrte irgendwo in der Dunkelheit. Im Zwielicht konnte Komako Wasserspritzer erkennen, wo der Regen durch die Decke eingedrungen war, in den Schatten lag etwas, das aussah wie Kleiderbündel.

»Por qué me molestas aquí?«, fragte er heiser.

Und richtete sich auf, drehte sich zu ihr um.

Sofort sammelte sie einen engen Ring Staub um ihre freie Hand, der Schmerz schoss ihr durch den Arm. Weil die Kerze auf dem Tisch hinter dem Mann stand, konnte sie zunächst seine Gesichtszüge nicht erkennen. Sie sah nur, dass er größer und breiter war, als sie gedacht hatte. Seine Hände waren riesig und schrecklich vernarbt, eine davon hielt den Gehstock mit der versilberten Spitze wie eine Waffe. Als sie ihre eigene Kerze hob, tanzte das Licht über seine Gesichtszüge, und für einen Moment war sie verwirrt über das, was sie da sah: eine eingesunkene Wange, übersät mit grauen Stoppeln, die vertrockneten Lippen leicht geöffnet. Er sah aus, als hätte er geweint. Ein Augenlid, dünn wie Papier, zitterte wie ein Blatt im Wind. Dünne Haarbüschel standen von seinem vernarbten Skalp ab. Da fügten sich die Stücke in Komakos Kopf plötzlich zusammen, und sie verstand: Sein Gesicht war schrecklich verbrannt.

Dann hielt sie erstaunt den Atem an. Sie kannte ihn.

»Mr. Bailey?«, flüsterte sie.

Er stand nur da, riesig, und musterte sie. Und plötzlich blühte in seinen Augen etwas auf: zuerst ein Wiedererkennen – dann Abscheu. »Miss Onoe«, sagte er. »In Gottes Namen, was wollen Sie? Was machen Sie hier?«

Sie war überrascht, wie schnell ihr Herz schlug. In Cairndale hatten sie sich früher alle schrecklich vor diesem Mann gefürchtet. Damals war er Dr. Berghasts Diener und Sekretär gewesen, der zu den unmöglichsten Uhrzeiten losgeschickt

wurde, um die Kinder in das Büro des Direktors einzubestellen. Er hatte nie gelächelt, selten gesprochen und sich nie um die Angst geschert, die er in den Kindern ausgelöst hatte.

Komako hatte ihn gehasst.

Jetzt schüttelte sie den Kopf, versuchte zu verstehen, wie es sein konnte, dass er hier war. Miss Davenshaw hatte doch seine Leiche entdeckt, hatte sie das nicht erzählt? In der letzten Nacht in Cairndale? Seine Kehle zerfetzt. Wie konnte es dann sein, dass er lebte? Und dann wurde ihr klar, dass es ihr egal war. Sie sah seinen vernarbten Hals an, das Schimmern auf seinem hasserfüllten Gesicht, das vielleicht Regen war, vielleicht Tränen – aber sie spürte kein Mitleid: Denn er war der letzte enge Vertraute des Mannes, der das alles verursacht hatte. Kurz vergaß sie den Spanischen Glyptic, vergaß ihre Suche. Da war nur noch Wut.

Der Staub um ihre geballte Faust wurde dichter. »Wussten Sie es?«, fragte sie fordernd. »Wussten Sie, was Dr. Berghast vorhatte? Dass er die Macht der Drughr nur für sich wollte? Dass er uns benutzt hat, Marlowe benutzt hat ...«

Aber Mr. Bailey starrte sie nur weiter an, seine Wangen feucht. »Spielt es eine Rolle?«, fragte er nach einer Weile leise. »Schauen Sie sich um. Er ist gescheitert. Und wir müssen jetzt mit den Konsequenzen leben.«

Voller Entsetzen erkannte sie in dem Moment, dass das in den Ecken keine Kleiderbündel waren, sondern Körper. Sie zählte vier. Drei Frauen und ein Mann. Sie waren grauenhaft entstellt, in Stücke gerissen. Sie schimmerten leicht in dem schwachen Licht, sie mussten nass sein. Frisch. Ihre Gesichter waren, zum Glück, mit Jacken und Hemden abgedeckt worden. Ein dicker verschmierter Streifen Blut führte in Richtung Wand, endete aber abrupt.

»Da war noch einer, ein kleiner Junge«, sagte Mr. Bailey. »Juan Carlos. Er war ein Caster.«

»Er ist entkommen?«

»Niemand entkommt«, antwortete er. »Sie hat ihn mitgenommen.«

Komako zwang sich, die Körper anzuschauen, einen nach dem anderen. Dann sagte sie: »Was hat das getan, Mr. Bailey?«

Aber sie wusste die Antwort schon, sobald sie die Frage stellte. Als er das Wort dann aussprach, *Drughr*, hatte sie das Gefühl, als würde etwas Kaltes und Schreckliches durch ihren Körper kriechen. Sie starrte ihn an, der schwarze Staub um ihre Faust wurde noch dichter. Sein eines Augenlid ging nicht ganz auf, und das Auge darunter war, wie sie jetzt sah, opaleszent. Er wirkte nicht, als würde er lügen. Aber er wusste auch nicht, was sie wusste: dass die Drughr tot war, dass Dr. Berghast sie am Orsine zerstört hatte.

»Das ist unmöglich«, flüsterte sie. »Haben Sie es gesehen? Haben Sie gesehen, wie die Drughr das getan hat?«

»Es ist nirgends sicher, Miss Onoe«, sagte der Mann. »Nicht jetzt, für kein Talent. Nicht mal für eine mächtige Staublenkerin wie Sie.«

Komako nahm sich einen Moment, sich den Mann ganz genau zu betrachten. Ihn wirklich anzusehen. Sie hatte genug gehört. »Ich suche den Englischen Vikar«, sagte sie kalt, unterdrückte ihren Zorn. »Ein Talent mit einem schwarzen Hund und einem silbernen Gehstock. Mir wurde gesagt, er wisse den Weg zum Spanischen Glypic. Sind Sie das?«

»Ah. Nein.« Er setzte sich schwer hin. »Nicht mehr.«

»Was meinen Sie damit?«

Er ignorierte ihre Frage. »Sie wird zurückkommen. Sie wird nicht aufgeben, bis sie mich gefunden hat. Ich bin es, hinter der sie her ist, glaube ich. Ja. Ja, ich.«

Komako konnte ihre Stimme nicht davon abhalten zu zittern. Das Regenwasser tropfte von ihrem Umhang auf den Boden. Der Mann war nicht mehr ganz bei Sinnen. »Wir brauchen Ihre Hilfe, Mr. Bailey«, sagte sie. »Das schulden Sie uns.«

Die uralten Mauern um sie herum knarzten.

»Uns?« Langsam hob Mr. Bailey sein verwüstetes Gesicht.

»Was heißt uns?«

»Ich und Miss Davenshaw. Und ein paar der anderen Kinder. Wir haben es rausgeschafft.«

Er musterte sie. Sie konnte das Berechnende in seinem Blick spüren. »Und warum sucht Miss Davenshaw den Spanischen Glyptic? Das ist der älteste und gefährlichste aller Glyphics. Er ist aus gutem Grund versteckt.«

»Für Marlowe«, antwortete Komako scharf. Sie spürte ihren Zorn aufflammen. »Er ist verschwunden, in der Nacht, als Cairndale brannte. Zuerst hat er den Orsine versiegelt, aber danach ist er ... darin verloren gegangen. Eingesperrt. Wir glauben, dass der Spanische Glyptic uns helfen kann, ihn zurückzuholen. Wir glauben, dass er vielleicht einen Ausweg kennt.«

Mr. Baileys Augen waren weit aufgerissen. »Der leuchtende Junge? Er ist verloren?«

»Im Moment. Aber nicht mehr lange.«

Die Stimme des Mannes war heiser vor Erleichterung. »Er ist verloren? Ein Segen!«

Komako war nicht sicher, ob sie ihn richtig verstanden hatte. Sie dachte an Marlowe, daran, was er alles durchgemacht haben musste – und sie dachte an diesen Mann, noch am Leben, wo schon so viele Kinder verendet waren. Und bevor sie sich versah, hatte sie dem Mann schon einen Strang aus Staub um die Arme gewickelt und zerrte ihn damit in eine aufrechte Haltung. Ein kalter, brennender Schmerz strömte durch ihre Handgelenke, durch die Ballen ihrer Hände. Die Dogge wimmerte und kroch tiefer in ihr Strohlager. Mr. Bailey pendelte unnatürlich vor ihr hin und her, wie eine Wachsfigur, gelenkt von der Wucht ihrer Wut. Sie war inzwischen sehr stark, stärker, als sie es in Cairndale gewesen war. Lass es ihn ruhig sehen, dachte sie. Sie ließ einen langen Finger aus Staub tief und bru-

tal in seine Nase kriechen und dann anschwellen, um ihm die Luft abschnüren. Er fing an zu husten und zu würgen, schnappte nach Luft.

»Sie *werden* mir helfen, Mr. Bailey«, sagte sie. Ihre Stimme war dunkel. »Und Sie werden *Marlowe* helfen.«

In seinem gesunden Auge blitzte etwas auf, eine ängstliche Einsicht. Aber die Angst dahinter hatte einen anderen Ursprung, als Komako zuerst dachte.

»Sie haben keine Ahnung, was der Junge wirklich ist«, flüsterte er, »sonst würden Sie ihn da drinnen lassen. Das Dunkle Talent wird kommen, Kind. Es wird alles zerstören.«

# EIN GAST IM HAUS DER TOTEN

*Erster Teil*

**1883**



# 2

## DIE AUFFORDERUNG

 Die alte Frau schlurfte unter einem Torbogen hindurch in eine nasse Gasse und ging auf die dunkle Leichenhalle zu, siebenundsechzig Jahre alt und krumm wie eine billige Kerze: Caroline Fricke, die Cairndale einst als frisch vermählte Braut verlassen hatte.

Ein ganzes Leben war das her. Sie spürte die vielen Jahre tief in ihren Knochen, sie hatten sie verbogen wie einen weichen Nagel, sie konnte sie einfach nicht mehr abschütteln. Sie war zu alt, dachte sie manchmal morgens beim Aufwachen. Zu alt für das, was das Leben von ihr verlangte.

Aber dennoch machte sie immer weiter, schon lange verwitwet, schon ewig erschöpft. Sie lebte in einem Kerzenmacher-Laden am Grassmarket, mit ihrem Bruder Edward – aber ihre eigentliche Berufung war die dunkle Wissenschaft über die Welt der Talente, die sogenannte Talentheit. In den Räumen über dem Laden sorgten sie und ihr Bruder sich um sieben Kinder, Kinder, die ein geisteskranker Mann, inzwischen verstorben, halb in Glyphics verwandelt hatte, Kinder, die ihre Talente verloren hatten, aber nicht den Mut, diese Welt schützen zu wollen. Es zu sehen, brach ihr das Herz. Die Finger ihrer gesunden Hand waren rot und aufgeplatzt von der Lauge und dem Essig, die zum Handwerk ihres Berufs gehörten, und sie steckte sie jetzt beim Gehen in den Mund und

lutschte daran, um sie zu wärmen. Ihren anderen Arm hatte sie vor Jahren verloren, der Oberarm endete in einem Stumpf. An den Stumpf geschnallt, zwischen Lederriemen und Spanngurten, war eine dünne Klinge, die sie selbst entworfen hatte. Sie trug ein grünes Schultertuch, das zwei Nummern zu groß war, um die Verletzung zu verbergen – aber nichts konnte die krumme Haltung ihrer Schultern kaschieren oder die Art, wie sie den Oberkörper stets in die Richtung ihrer kaputten Körperhälfte neigte. Das Schultertuch war an mehreren Stellen geflickt und das ursprünglich blaue Kleid darunter schon zu einem schwachen Grau verblasst, der Saum fleckig und mit Schlamm verklebt, wie ein Hexengewand in einem Märchen. Sie hatte ihr Leben lang Alchemie als Wissenschaft betrieben und wusste daher genug, um sicher zu sein, dass nichts jemals in etwas anderes verwandelt werden konnte, ohne dass dabei etwas verloren ging. Sie selbst war der Beweis. Aber im Zuge einer Verwandlung gab es manchmal auch etwas zu gewinnen: Geheimnisse. Das hatten sie die verglypten Kinder gelehrt, die sie so liebte und mit denen sie lebte. Caroline hatte Verborgenes schon immer geliebt. Und Dunkelheit. Und hier in dieser schmutzigen rußgeschwärzten Gasse – wo die einzige Lichtquelle Kerzen waren, die durch das verschmutzte Glas von Laternen flackerten, die in unregelmäßigen Abständen über den Türeingängen baumelten – gab es jede Menge Dunkelheit.

Die Abenddämmerung hatte inzwischen die Farbe von Ruß. Die Luft fühlte sich an wie Schnee. Sie warf einen misstrauischen Blick in beide Richtungen, dann, beruhigt, eilte sie zum Gebäude rüber. Ihre Knöchel knarzten dabei in ihren Stiefeln.

Die Glocke der Leichenhalle schepperte, als sie eintrat.

Drinnen war es vielleicht sogar noch kälter als draußen. Es erfüllte sie mit Trauer, dieses Gebäude. Das schwache Licht einer einsamen Gasleuchte hinter dem Tresen tauchte den engen

Empfangsraum in Stille. Ihre Augen registrierten dieselben zwei gepolsterten Stühle, denselben fransigen roten Schal am Hutständler, dieselbe Ausgabe des *Punch* Magazins wie im vergangenen Herbst. Der schwere Duft von Blumen juckte in ihrer Nase.

Nach einem kurzen Moment kam ein Mann aus einem Hinterzimmer, wischte sich die Hände an seiner Lederschürze ab. Sie kannte ihn: Macrae, der Eigentümer. Ein Kranz aus öligem Haar umgab seine Glatze, die im Laternenlicht leuchtete, sein gestutzter Backenbart war schief und endete kurz vor seinem Mund.

»Mrs. Fricke«, sagte er.

Sie nickte zur Begrüßung. »Ich komme wegen der Leiche. Aus dem See Loch Fae.«

»Wir dachten schon, Sie kommen nicht mehr«, sagte er. »Der Fund ist recht frisch, Sie verstehen. Ertrunken. Hat nichts mit dem Feuer zu tun.«

Sie erlaubte sich, ihre Genervtheit aufflackern zu lassen. »Aber trotzdem haben Sie mich holen lassen?«

»Aye, haben wir. Aufgrund der ... eigenartigen Natur des Funds. Ich erinnerte mich, wie Sie bei den anderen gefragt haben, ob wir irgendwas Seltsames an Ihnen bemerkt hätten. Na ja, und der hier ist sehr seltsam.« Er kratzte sich am Handgelenk, offensichtlich aufgebracht. »Ich sollte Sie warnen, hier geht es nicht mit natürlichen Dingen zu. In diesem Kerl steckt der Teufel.«

»Ich würde sagen: Der Teufel ist ein besserer Schwimmer.«

»Sie würden sich irren. Wasser ist sein Tod. Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt: Der Fae-See ist kein natürlicher Ort. Das wissen Sie doch selbst. Es gibt nicht viele, die sich in seine Nähe trauen – das ist genau wie bei Cairndale. Man bekommt am Tor ein übles Gefühl. Ist so. Mr. Macpherson ist in der Gegend groß geworden, und er sagt: Das war nie ein Ort für gottes-

fürchtige Menschen. Er sagt, dass dieser Körper das Böse des Sees in sich trägt. Wir hätten ihn schon vor Tagen in die Kalkschächte schicken sollen, wenn Sie die Wahrheit wissen wollen. Kein gutes Gefühl, zu wissen, dass er noch da unten in der Dunkelheit liegt.«

»Dinge sind nur unheimlich, bis man weiß, was sie sind«, sagte Caroline. »Dann sind sie nur noch ...«

»Aye?«

»... Wissenschaft.«

Der Bestatter lachte bitter. Er klappte den mit Scharnieren versehenen Teil des Tresens hoch, um zu ihr auf die andere Seite zu kommen.

»Am besten zeige ich es Ihnen«, sagte er.

Caroline hatte geweint, als sie von den Ereignissen in Cairndale hörte. Das war die Wahrheit.

Von all den Leichen zu lesen, die mit Polizeikutschen nach Edinburgh gebracht wurden, eine nach der anderen, und dabei ihren eigenen Anteil an den Vorgängen zu kennen. Sich die Vorhänge aus übernatürlichem Feuer vorzustellen, die über das grandiose Steingebäude flatterten. Die alten Talente, die sich zu einer zitterigen Verteidigungslinie formiert hatten, während Jacob Marber in der Dunkelheit auf sie zumarschierte. Den lautlosen Donner, als der Orsine in sich zusammenstürzte und die uralte Bergulme auf der Insel über ihm in Flammen aufging. Vier Monate waren inzwischen vergangen – und sie hatte immer noch nicht die Kraft aufgebracht, die Ruinen zu besuchen.

Trotzdem war sie in den Wochen danach immer wieder zu dieser Leichenhalle gekommen und hatte sich über die Toten gebeugt und die Münze für ihre Beerdigung gezahlt, Tag für Tag, hatte sich nichts erspart. Die kleinen Körper der Kinder waren am schwersten zu ertragen. Aber auch die Bedienste-

ten und die Gärtnerei und die alten Talente, viele davon grauenhaft verstümmelt, hatten sie erschüttert. Was auch immer Mr. Macrae und sein Assistent sich dachten, als sie sie sahen: diese alte Frau in grob gewebter Kleidung mit einer von der Arbeit geröteten Haut – sie waren immer respektvoll in Bezug auf ihre Trauer. Für manche der Toten konnte sie den Namen beisteuern. Andere wurden in namenlosen Gräbern bestattet, unter einem Himmel in der Farbe von Stahl, sie und ihr Bruder die einzigen Trauernden – so oft waren sie in der schwarzen Albany-Kerzenmacher-Kutsche zum Friedhof gekommen, dass die alte Stute gelernt hatte, den Weg allein zu laufen.

Keine einzige Nacht verging seitdem, in der ihr nicht die jungen Schützlinge von Cairndale erschienen, wie sie das erste Mal zu ihr gekommen waren, vor all den Monaten, um Antworten über die Verglypten zu erhalten. Komako, Ribs, Oskar. Voller Zorn und einer Überzeugung, die durch und durch falsch war. Sie hatte sie aufgeklärt und ihnen dann verraten, wie sie den Orsine zerstören konnten, dass sie dafür dem Glyptic das Herz rausschneiden und es in das Becken werfen mussten. Damals war sie so wütend gewesen, voller Zorn über das, was Berghast tat. Aber wer konnte sagen, dass sie mit ihrer Wut im Recht war, mit all dem Leid, das darauf folgen sollte? In manchen Nächten sah sie mit geschlossenen Augen die Stunden unmittelbar nach der Katastrophe, hörte das panische Hämmern an der Ladentür in der Nacht, sah die amerikanische Detektivin, Miss Quicke, in zerfetzter Kleidung und voller Blut auf ihrer Schwelle stehen, eine Horde verängstigter Kinder im feuchten Sonnenaufgang um sie gedrängt, unter ihnen Komako und ihre Freunde.

Sie waren zwei Wochen geblieben, geplagt von den schrecklichen Erinnerungen an die Nacht. Dicht gedrängt hatten sie in ihrem Keller rumgelungert, oder im Korridor im oberen Stock, oder zwischen den Regalen im Laden, wenn keine Kunden da

waren. Lange genug, dass die Verletzten unter ihnen etwas heilen konnten, dass die älteren Schüler – Komako, Oskar, Ribs – die Tatsache akzeptieren konnten, dass sonst niemand überlebt hatte. Zwei Wochen dünner Haferschleim und Brotkrusten, um so viele hungrige Mäuler zu stopfen. Zwei Wochen, in denen ihr schüchterner Bruder, Edward, in seinem Zimmer blieb, weil er sich nicht traute, mit den Kindern zu reden. Zwei Wochen, in denen Caroline die Leichenhallen abklapperte, um dann in den Laden zurückzukehren und Alice Quicke davon zu berichten. Sie hatte Alice gemocht, dafür, dass sie so tough war, meistens schwieg und sich nicht beschwerte – aber sie sah eine solche tiefe Trauer in der Frau, dass es sie aus dem Gleichgewicht brachte. Trauer – und noch was Dunkleres. Es war Alice, die eines Nachts beschloss, sie alle in den Süden zu bringen, zu Harrogates alter Adresse in London. Sie inspizierte gerade bei Kerzenlicht die Kammern ihres Revolvers, als sie es Caroline sagte. Sie waren zu viele, als dass Caroline und ihr Bruder sie alle füttern konnten, und der Grassmarket war einfach zu nah an den Ruinen. Alices Stimme war leise und maßvoll, während sie Caroline die Argumente aufzählte. Und es war Alice, die ihr später in einer unsicheren Handschrift schrieb, dass sie fürchtete, die Drughr sei nicht zerstört worden; dass Caroline vorsichtig sein solle, da ihre Schützlinge vielleicht in Gefahr waren; schlimmer noch: dass sie alle fürchteten, dass der Junge Marlowe lebte und allein in jener anderen Welt war.

Caroline hatte den Brief im Licht einer Kerze studiert und dann gegrübelt. Alices Handschrift war überraschend schlecht. Der Umschlag war aus Palermo abgeschickt worden, aus Sizilien, am Jahresende.

Seit dem Feuer von Cairndale waren da inzwischen vier Monate vergangen. Und nach dem Brief hatte sie nichts mehr gehört.